

Kurt E. Lakmayer

Braune Schatten
über dem
Schlangenhof

Kriminalroman

Impressum

© 2024 Kurt E. Lakmayer

Herausgeber: Kurt E. Lakmayer
Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online

ISBN:
978-3-99165-291-5 (Paperback)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Nicht zu rächen auch wenn Rache
Gerechtigkeit wäre
das ist edel
F.G. Klopstock

Hassen heißt unablässig morden
J.Ortega y Gasset

Besonderer Dank gilt

Meiner lieben Frau Margit für ihre Zeit

Günter für die Korrektur

Jürgen für die Ermutigung zum Buch

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog	7
Der Manager	10
Patricia-Muriel-Paul-Fromme	43
Fred Fairmont	49
Fairmonts Kriegs Gräuel Erzählung	68
Die Geburtstagsfeier	77
Der Anschlag	89
Landeskriminalamt	131
Ein schrecklicher Fund	206
Der Baulöwe	247
Medien	258
Rückblick	270
Dr. Henning Sotin	273
Olaf Bran	280
Helene Sotin	287
Flucht	292
Verhängnisvoller Einsatz	310
Der Zeitungsartikel	324
Ein perfider Plan	328
Der Schlangenmann	332

INHALTSVERZEICHNIS

Erste Entführung	337
Der Biss des Taipans	359
Conzet	369
Eine Leiche in der Donau	372
Zweite Entführung	381
Die Sonderkommission	399
Fairmonts Erkenntnis	432
Eine Freundschaft zerbricht	440
Eine Spur	454
Der Landespolizeidirektor	462
Bachlberg	469
Das Ermittlerteam	483
Die Tat	487
Im Schlangenhof	497
Polizei Einsatz	508
Mördersuche	549
Das Dienerpaar	564
Die Justiz	575
Eine mysteriöse Ärztin	603
Gerichtsurteil	607
Spätes Glück	611
Gerechtigkeit Roman Ende	615

Prolog

An jenem Tag im Juni 2001, an dem die Stadt Wien wegen eines internationalen Großkongresses tausende Besucher erwartete, herrschte in den Hotels rege Betriebsamkeit, um die anreisenden Gäste entsprechend unterbringen und deren mannigfaltigen Ansprüchen gerecht werden zu können. Das vornehme Hotel Imperial, mit dem Privileg als -Offizielles Gästehaus der Republik- hatte zusätzlich an diesem Vormittag neben der Verabschiedung einer internationalen Politikerdelegation auch den Dreh einer Filmcrew zu bewältigen. Für das stressgewohnte Personal waren derartige Vorgänge zur Routine geworden, deren Basis auf schriftlichen Dienstanweisungen beruhte. Ein Verstoß gegen besagtes Reglement zog, je nach Schweregrad, eine mündliche Abmahnung oder eine schriftliche Verwarnung nach sich. Dieses Hausgesetz missachtend entfernte sich der Türsteher, auch Wagenmeister genannt, nachdem die letzte Limousine der Gästedelegation abgefahren war. Ein menschliches Bedürfnis zwang ihn, seinen Arbeitsplatz kurzfristig zu verlassen, ohne für entsprechende personelle Vertretung zu sorgen. Das Hotelportal war für einige Zeit unbeaufsichtigt. Der Zufall wollte es, dass sich in der Parkverbotszone vor dem Hotel für einige Augenblicke kein Fahrzeug befand. In dieser Zeitspanne musste jener weibliche Hotelgast abgeholt worden sein, dessen Verlassen des Hotels nachhaltig zu ungeahnten, ja fatalen Konsequenzen führen sollte. Die erst achtzehnjährige US-amerikanische, attraktive Geigenvirtuosin mit österreichischen Wurzeln, Patricia Fromme, wurde täglich um 10:00 Uhr mit einer schwarzen Limousine vom Hotel abgeholt und kurzweg zum Konzerthaus gebracht, wo sie mit den Symphonikern für das in zwei Tagen bevorstehende Konzert, probte. Fünf Tage später sollte sie einen mit großer Spannung erwarteten Soloabend im Brucknerhaus Linz bestreiten. Die Auftritte in Österreich weckten in Patricia bei der Planung ihrer Konzerttournee emotional Zweifel und große Bedenken, ob ihre Physis im Stande sein würde, in diesem Land ihre Virtuosität auf der Geige in gewohnter Weise aufbieten zu können. Musik und ihre Liebe zum Instrument war der Quell, aus dem sie seit Kindheitstagen Lebensfreude, Begeisterung und Berufung schöpfte. Doch Österreich verband sie ausschließlich mit großem seelischem Schmerz. Hier wurden vor

nicht einmal einem Jahr ihre Eltern auf grausame Art durch eine Autobombe getötet. Verwandte der Mutter wurden während des Zweiten Weltkrieges von dem verbrecherischen Regime der Nationalsozialisten ihrer Rechte beraubt, denunziert und in Todeslager aus ihrer Heimatstadt Linz abgeschoben, nur weil sie Juden waren. Wie sollte es ihr gelingen, hier Toleranz zur Vergebung für den ihr zugefügten Seelenschmerz und das menschliche Leid, das man ihren Vorfahren zugefügt hatte, aufzubringen? Den Gedanken, dass über diesem schönen Land ein Fluch läge, versuchte sie konsequent zu verdrängen.

Bis zu eben diesem Tag im Juni 2001 fand Patty, wie alle Welt sie nannte, ein erfülltes Leben, getragen auf einer Welle frühzeitigen Erfolges aus Talent, Charisma und Ausdauer beim Erlernen ihres Instruments.

Ein Hotelportier sah Miss Fromme freundlich grüßend in der Halle, ehe sie in der Drehtür nach draußen ging und ein Fahrzeug bestieg. Er gab später an, dass er sich wunderte, weil sie heute eine halbe Stunde früher als sonst abgeholt wurde. Mrs. Elaine Blackwell, eine betagte Engländerin, die bei jedem Wetter täglich auf der neben dem Hoteleingang liegenden Terrasse des Kaffeehauses zu frühstücken pflegte, sagte aus, sie habe zwei Personen ausnehmen können, die ein Fahrzeug bestiegen. Da sie aber fast blind sei, könne sie nichts Genaueres angeben. Als Zusatz bemerkte sie noch, dass es sich bei den Personen um eine Frau und einen Mann gehandelt haben musste. Sie habe deutlich vernommen, wie zuerst eine Frau sagte:

„Ich warte noch auf meinen Manager.“

Darauf antwortete eine männliche Stimme:

„Bitte steigen Sie ein, Ihr Begleiter ist verständigt und wird gleich hier sein.“

Unmittelbar darauf konnte die alte Dame noch wahrnehmen, dass dieses Fahrzeug sich überstürzt entfernt hatte, denn sie könne sehr wohl unterscheiden, ob ein Auto sich langsam oder hastig in Bewegung setzte.

Von diesem Augenblick an war Patricia Fromme verschwunden, zurück blieb die Vermutung, man hätte sie entführt, um an ihre kostbare Guarneri Violine zu kommen. Der Geigenkasten, in dem sich das zweihundertsiebzig Jahre alte Instrument befand, wurde Patricia vor drei Jahren in Bukarest auf offener Straße entrissen. Zwei beherzte junge Männer konnten den Räuber stellen, ohne zu ahnen, welche Kostbarkeit sie der

verstörten jungen Frau zurückgaben. Dieser Vorfall brachte Patricia auf die Idee, ein Armband anfertigen zu lassen, an dem am letzten Glied eines robusten silbernen Panzerkettchens ein Schloss angebracht war, womit man auf diese Art den Geigenkasten an das Handgelenk anschließen konnte. Diese Sicherheitsvorkehrung wurde vielfach als schrullig bezeichnet, gab aber der Künstlerin die Gewissheit, ihr Eigentum in der Öffentlichkeit bestmöglich zu schützen.

Noch am Abend des Tages, an dem Patricia Fromme auf unerklärliche Weise verschwand, setzte eine Sturzflut von Aktivitäten ein, die von der Hotelleitung und Patricias Manager, Valentino de Beer, in Bewegung gesetzt wurde. Ein Beamter der amerikanischen Botschaft begab sich in das Hotel, noch ehe sich zwei Kriminalbeamte einfanden. Zunächst galt es, dem über alle Maßen aufgebrachten Mr. de Beer die Hoffnung zu vermitteln, dass sein Schützling bestimmt bald zurück sein würde. Kidnapping käme in Österreich so gut wie niemals vor, man wäre ja hier schließlich in einem der sichersten Länder der Welt. Diese Aussage wurde jedoch durch die Tatsache widerlegt, dass man die junge Amerikanerin in einem dunkelgrünen Geländewagen, mit getönten Fensterscheiben und verriegelten Wagentüren, in zügiger Fahrt aus der Stadt chauffierte. Die Vordersitze waren von den Rücksitzen durch ein Gitter getrennt, so dass eine Kommunikation mit dem Fahrer, der ohnedies kein Interesse daran zeigte, kaum möglich war. Patricia hielt ihren Geigenkasten so fest umklammert, dass sich allmählich ein taubes Gefühl in ihrer rechten Armbeuge einstellte. Sie war fest entschlossen, sich von ihrem kostbaren Instrument nicht zu trennen. Zu diesem Zeitpunkt konnte sie freilich nicht wissen, dass der Urheber der Entführung es nicht auf die teure Guarneri abgesehen hatte. Die Hoffnung ihres Managers, sie würde nur kurz etwas erleidigen und gleich wieder im Hotel zurück sein, erfüllte sich leider nicht.

Der Manager

Valentino de Beer, ein mittelgroßer, elegant gekleideter Mann mit grau-meliertem Haar und penibel gestutztem Menjou-Bärtchen wohnte im Hotel Imperial seit einer Woche. Als Gast war er freundlich, unauffällig und ohne Sonderwünsche. Jene heitere Attitüde, die Menschen von der Karibik charmant und liebenswürdig erscheinen lässt, legte auch er stets an den Tag. De Beer stammte von den Niederländischen Antillen ab, genauer gesagt von der Venezuela vorgelagerten Insel Aruba. In Oranjestad, wo sein Vater als Ingenieur in der Ölindustrie arbeitete, wurde er geboren und dort wuchs er neben zwei älteren Schwestern, auf. Im Hause de Beer wurde viel musiziert, die Mädchen spielten Saiteninstrumente, die Mutter, eine rassige Kreolin, verfügte über eine schöne Singstimme. Der Vater praktizierte seine vor Jahren in seiner Geburtsstadt Amsterdam erworbenen Fähigkeiten im Klarinettenspiel in einem Amateuorchester. Mit ihm wurde zumeist niederländisch gesprochen, während die Mutter den Umgang mit der Familie in Papiamento, einer Kreolen-Sprache portugiesischen Ursprungs, vorzog. Eines Tages brachte Vater de Beer ein gebrauchtes Trichtergrammophon mit nachhause.

„Ich habe dieses Ding einem amerikanischen Geologen abgekauft. Man kann damit Musik hören, die auf diesen schwarzen Scheiben eingraviert ist“, sagte er. Das Gerät stellte er auf eine Kommode, daneben legte er einen Stapel Schallplatten, die allesamt ohne Schutzhülle aufeinander lagen. Er nahm die obenauf liegende Platte, wischte behutsam mit einem Taschentuch entlang der eng verlaufenden Rillen, dann legte er sie auf den Plattenteller des Grammophons. Aus einem Jutesäckchen entnahm er eine Kurbel, steckte sie in eine passende Öffnung und drehte, während er bis zwanzig zählte. Nachdem die Scheibe zu rotieren begann, setzte der Vater vorsichtig die an einem Schwenkarm befestigte Übertragungsnadel auf die äußerste Rille und schon ertönte schwungvolle Orchestermusik, die von einer Klarinette virtuos dominiert wurde. „Das ist der Amerikaner Benny Goodman, einer der besten Jazzklarinettenisten der Gegenwart. Er besitzt eine unglaubliche Fingerfertigkeit.“ Valentino beugte sich über das Gerät, schwang seinen Oberkörper im Rhythmus von „Sing, Sing, Sing“ und klatschte dabei mit den Händen den Takt.

„Ich möchte auch so spielen können, Papa!“, rief klein Valentino. „Noch

heute werde ich auf deiner Klarinette beginnen.“

Unter den verschiedenen Schallplatten befand sich auch eine, auf der Artie Shaw, den man King of Swing nannte, rhythmische Klarinettenstücke spielt. In späteren Jahren, als aus Valentino selbst ein ausgezeichnete Klarinettenist geworden war, erfuhr er, dass der geniale Artie Shaw österreichische Wurzeln hatte und es gelang ihm, diese aufzuspüren. Der Junge hatte sich in nahezu besessener Weise seiner Ausbildung zum Klarinettenisten hingeeben, allein die Möglichkeiten auf der kleinen Karibikinsel waren mittelmäßig und begrenzt. Vater de Beer erkannte sehr bald das musikalische Talent und den Lernwillen seines Sohnes, doch waren seine Mittel nicht ausreichend, den Jungen professionell, weit ab von der Insel, weiterbilden zu lassen. Eines Tages jedoch, Valentino war eben fünfzehn Jahre alt geworden, erhielt die Familie aus dem entfernten Holland einen Brief einer kürzlich verwitweten Cousine des Vaters. Ihr wäre aus dem Verkauf ihres Tabakwarengeschäftes ein kleines Vermögen zugeflossen, so dass sie es sich leisten könnte, Valentinos Ausbildung zum Berufsmusiker zu finanzieren. Einen Monat später schon wurde der halbwüchsige Valentino de Beer bei Prof. Laurens Wassenaar zum Klarinettenunterricht aufgenommen. Es folgten strenge Jahre in Theorie und Praxis, die durch des bekannten Musiklehrers angewandte Methodik zumeist vorzügliche Musiker hervorbrachten. Valentino besuchte Meisterkurse in London, Boston und New York, doch kehrte er stets zu seinem Lehrer zurück, um seinen Leistungsstandard überprüfen zu lassen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren erhielt er ein Angebot zum Probespiel beim Chicago Symphony Orchestra. Durch den jähen Tod seines Vaters konnte er den Termin nicht wahrnehmen, da er in Oranjestad familiäre Belange regeln musste.

Seine beiden Schwestern hatten Aruba den Rücken gekehrt, da auch sie bessere Ausbildungsmöglichkeiten fernab ihrem kleinen Eiland suchten. Elena, die ältere der beiden Mädchen, konnte, mit Hilfe der Tante in Holland, eine Schule für Sozialhelferinnen besuchen. Olivia folgte ihrem Verlobten, einem Meeresbiologen, nach Florida, wo sie außerhalb von Miami ein komfortables Haus am Meer bewohnten. Valentinos Mutter reagierte auf den Tod ihres geliebten Ehemannes mit körperlicher und seelischer Auszehrung. Obwohl der Sohn gegenwärtig über kein geregelttes Einkommen verfügte, wollte er seine Mutter nicht dem Elend ihrer Einsam-

samkeit überlassen.

Der Witwe floss zwar aus einem Sozial-Fonds der Mineralölfirma, in der ihr verstorbener Mann tätig war, eine kleine, bescheidene Rente zu, diese erlaubte es der Frau aber nicht, ihre weitere Lebensplanung erwartungsvoll vorzunehmen. Die Mutter beschwor Valentino, seine inzwischen erlangte Virtuosität auf der Klarinette nicht ihretwegen auf der Karibikinsel verkümmern zu lassen. Er aber versprach, so lange zuhause auszuharren, bis er eine Möglichkeit finden würde, zusammen mit ihr eine Zukunft aufzubauen. Bald fanden sich lernwillige Klarinettenschüler zum Unterricht ein. Gelegenheiten bei folkloristischen Musikveranstaltungen brachten ebenfalls einiges Zubrot.

Eines Tages fuhr ein gelbes Taxi bei de Beers Haus vor. Ein beliebter Mann in khakifarbener Hose und grell gemustertem Buschhemd, eine lange Zigarre im runden Gesicht schmauchend, entstieg mühsam dem Wagen.

„Der Klarinettist, wo wohnt der!“, rief er einem kleinen Jungen zu, der auf einem verbeulten Benzinkanister saß und eben eine Banane schälte.

„Valentino, der wohnt hier nebenan, im Oranjehaus.“ Der Dicke tippte mit dem Zeigefinger der rechten Hand an den Rand seines breitkrepmpigen Strohhutes und rief zum Fahrer des Taxis: “You wait here until I come back!”

„Okay Sir“, kam es aus dem Fahrzeug zurück. Selina de Beer blickte durch das Fenster, denn ein vorfahrendes Taxi war selten und machte stets neugierig. Ein großer, schwergewichtiger Mann kam mit großen Schritten auf ihr Haus zu und klingelte.

„Valentino, unterbrich den Unterricht und komm her, da will sicher jemand zu dir!“, rief sie erregt. Kaum hatte der Sohn die Haustür geöffnet, streckte ihm der dicke fremde Mann seine rechte Hand hin und sagte grinsend:

„Great, habe ich Sie doch gefunden, Sie Wunderknabe. Ich bin Charly Wilson aus New Orleans. Sie spielen wunderbar Klarinette, ich habe Sie schon zweimal am Ocean Kay musizieren gehört. Mann, Sie gehören in eine Profitruppe, ich kann sie vermitteln.“

Vier Wochen später trafen Valentino de Beer und seine Mutter in New Orleans ein und eine steile Karriere im Swing- und Dixieland-Geschäft

nahm ihren Anfang. Gastspiele kreuz und quer durch den nordamerikanischen Kontinent brachten allmählichen Wohlstand für Valentino, der liebevoll seine Mutter daran teilhaben ließ. Paul Mauriat, der legendäre französische Komponist, Musiker und Bandleader seines berühmten Orchesters, wurde anlässlich eines Konzerts in New York auf den brillanten Klarinettenisten in der -Mississippi Big Band- aus New Orleans, aufmerksam. Er wollte Valentino für sein Orchester gewinnen, doch dieser fühlte sich mehr und mehr zum klassischen Musikgenre hingezogen und lehnte das ehrenvolle Angebot des Franzosen ab. New York übte auf ihn jene Faszination aus, die unzählige Künstler an den -Big Apple- zu binden verstand. Diese Metropole verfügte über eine Fülle musikalischer Angebote, wie sie weltweit kaum ihresgleichen fand. Valentino de Beer erhielt nach einem fulminanten Probespiel eine Stelle als Klarinettenist im -Symphonic Art Orchestra- New York. Am Olymp seiner musikalischen Begierde angekommen, bezog er mit seiner Mutter eine geräumige Wohnung in Manhattan. Selina de Beer hätte allen Grund gehabt, sich über die erreichten Lebensumstände und den Erfolg ihres Sohnes zu freuen. Allein die Hektik und das Treiben in diesem Moloch von Großstadt setzten ihrem Gemüt stark zu, so dass sie alsbald unter starken Depressionen litt. Valentino kümmerte sich aufopfernd um seine Mutter, soweit es die freie Zeit neben anstrengender Tätigkeit im Orchester zuließ. Angebote, Schüler zu unterrichten, lehnte er vorerst ab, um sich mehr seiner Mutter widmen zu können.

Olivia, seine Schwester, kam zeitweilig von Florida nach New York, wenn Valentino mit dem Orchester auswärtige Verpflichtungen hatte. Eine professionelle Krankenhilfe lehnte Selina ab, da sie weder mit der englischen Sprache noch mit fremden Personen im Haushalt zu tun haben wollte.

„Mama, du lebst wie in einem Kokon, gehst nirgendwo hin, interessierst dich für nichts. Was ist nur los mit dir?“, stellte ihr Sohn oft fest, wenn die Mutter teilnahmslos am Tagesgeschehen vorbei lebte. „Ich sehe nur Häuser und Menschen hier. Mir fehlt die Sonne, das Meer, meine fröhlichen Landsleute, die Sprache, die Natur. Nichts von alledem hast du hier.“

Diese Stadt ist wie ein riesiger Termitenbau. Mit starren Ameisengesichtern rennen sie kreuz und quer ihrem Business nach. Das ist nicht mein Leben, Valentino.“

„Aber es geht uns doch gut, Mama. Ich verdiene ordentlich, wir wohnen komfortabel, du kannst am Kulturleben teilnehmen und ich habe meine sichere Anstellung“, versuchte er die Laune seiner Mutter aufzuheitern.

„Ich bin nur eine Belastung für dich“, entgegnete sie stets. „Warum suchst du dir nicht eine nette Frau, heiratest und gründest eine Familie. Kinder zu haben bedeutet Freude, Erfüllung des Lebenszwecks. Du aber kennst nur deine Musik, dein Orchester, dein Instrument. Enkelkinder zu betreuen wäre eine schöne Aufgabe für mich.“

„Vielleicht solltest du zu Olivia nach Florida ziehen?“, stellte Valentino eines Tages in den Raum, wenn es wieder um das Thema seiner Familienplanung ging.

„Du weißt doch, dass ich für meinen amerikanischen Herrn Schwiegersohn zu primitiv bin“, bemerkte sie sarkastisch. „Menschen der Karibik sind für ihn wilde Insulaner die gerade mal für Hilfsarbeiten taugen.“

„Warum hat er dann Olivia zur Frau genommen? Du widersprichst dir, Mama.“

„Weil sie ein schönes Mädchen ist und gut Englisch gelernt hat. Zu Elena nach Holland möchte ich auch nicht, das würde sie zu sehr belasten neben ihrer Tätigkeit. Und wer weiß, wie viel Zeit mir überhaupt noch bleibt, auf diesem Globus zu leben“, seufzte sie vor sich hin. Als hätte sie, einem Menetekel gleich, innerlich verspürt, dass dieser Frage bald eine Beantwortung folgen sollte. Eines Abends, Valentino hatte mit einigen Orchestermitgliedern an der Geburtstagsfeier des bekannten Musikmanagers und Verlegers Fred Fairmont im Hotel St. Regis teilgenommen, fand er seine Mutter ohne Bewusstsein, zusammengesackt in ihrem bequemen Lehnstuhl vor dem eingeschalteten Fernsehgerät vor.

Die Hände lagen verkrampft auf ihrem Schoß, der Kopf war leicht seitwärts nach vorne gekippt, die Gesichtszüge wirkten entspannt. Valentino stürzte zu ihr:

„Mama, was ist mit dir?!“, rief er, während er behutsam den Kopf seiner Mutter in seine Hände nahm. Dann tätschelte er leicht ihre Wangen, doch sie waren bereits kalt und blutleer. Ein Notarzt muss her, wir brauchen

einen Krankenwagen, ging es ihm panikartig durch den Kopf. Er schaltete das TV-Gerät ab, rannte zum Telefon, das im geräumigen Salon auf einem Tischchen stand, und wählte mit zitternder Hand die Notrufnummer. Das in weniger als zehn Minuten eingetroffene Team der Rettungsstaffel von New York City konnte nur mehr den Tod von Selina de Beer feststellen. Als Todesursache wurde später Herzkammerflimmern diagnostiziert. Ihr Sohn Valentino teilte seinen beiden Schwestern mit, Mama sei an gebrochenem Herzen gestorben.

Valentino suchte Trost über den Tod seiner geliebten Mutter und begann, sich wie besessen in seine musikalische Tätigkeit zu vertiefen. Er spielte viele Konzerte mit den Symphonics, gab privaten Klarinettenunterricht und lehrte an zwei Nachmittagen am Musikkonservatorium der Stadt New York. Nun, nachdem seine Mutter nicht mehr lebte, fühlte er sich befreit davon, ihrem Wunsch entsprechend, eine Frau zu nehmen und eine Familie zu gründen. Mit Brandon Lewis, einem jungen Jazztrompeter, hatte er bereits Monate vor Selinas Tod eine Beziehung begonnen, die gleichsam wie ein zartes Pflänzchen langsam heranwuchs. Aber Valentino war sich während dieser Zeit nicht ganz sicher, ob Brandon nur eine Bleibe suchte und dafür seinen Körper als Miete darbot oder ob er für seinen Freund gleichwertiges Empfinden verspürte. Die gleichgeschlechtliche Verbindung dauerte nun bereits über sechs Jahre an, sie war aber getrübt durch die emsige Reisetätigkeit beider Partner. Brandons Big Band trat kaum mehr in New York auf, und Valentino wollte daher seinen Freund ermutigen, sich um die Stelle des zweiten Trompeters im City Symphonieorchester zu bewerben. Er aber winkte jedes Mal spontan ab:

„Du kennst meine Einstellung, Valentino. Ich brauche die Lockerheit meiner Art von Musik, den Rhythmus, die Stimmung, das swingende Publikum. Ihr aber sitzt wie die Pinguine auf dem Podium, mit versteinerner Miene müsst ihr Töne produzieren, die euch ein selbstherrlicher Dirigent herauspresst.“

„Aber unsere Beziehung leidet darunter, dass wir so lange getrennt sind. Ich brauche deine Nähe, deine Wärme, deinen Körper“, entgegnete Valentino. „Bist du mir eigentlich treu, wenn du unterwegs bist?“, Brandon blickte auf seine Hand, dann meinte er kryptisch:

“Nur mit ihr gehe ich fremd, so wie du.“

Eines Tages erhielt Valentino einen Anruf vom Sekretariat des Personalbüros der Metropolitan Opera New York. Eine -Klarinette- wäre zu besetzen. Ob er Interesse hätte, sich einem Probespiel zu unterziehen. Erst fühlte er sich in seiner Würde verletzt, da er nicht nur als Lehrer, sondern auch als Mitglied eines der besten Orchester der Welt über große Reputation und musikalisches Können verfügte. Der Assistent von James Levine, dem Generalmusikdirektor, ließ aber durchblicken, dass es sich nur um eine Formsache handeln würde, um dem Hausreglement zu entsprechen. Valentino durfte zunächst ein frei gewähltes Stück vorführen, er entschied sich für ein schwieriges Werk des Münchner Komponisten Carl Baermann aus dem Jahr 1841. Dann legte man ihm die Partitur des Klarinettenkonzerts in A-Dur von Mozart, vor.

„Bitte, spielen Sie uns das Rondo“, sagte ein Mitglied der Jury, selbst Orchestermitglied der Met.

„Danke, ich benötige keine Noten, dieses Stück habe ich bestimmt einige hundert Mal gespielt“, bemerkte Valentino, ehe er sein virtuoseres Können auf dem Blasinstrument zum Besten gab.

„Beachtlich, beachtlich, wie eben von einem Symphoniker zu erwarten war“, fand ein weißhaariger Gutachter, Lob aussprechen zu müssen und fügte an: „Weil es so schön war, will das Kollegium sicher noch ein paar Takte aus Gershwins Rhapsodie in Blue, was meinen Sie meine Herren?“ Beifälliges Nicken gab Valentino zu verstehen, dass man offenbar an seinem Klarinettenspiel Gefallen fand, daher legte er sogleich mit dem langen Glissando los. Nach wenigen Minuten wurde er abrupt unterbrochen. „Danke, danke, das genügt, wir haben genug gehört. Wir werden beraten und Sie bekommen in den nächsten Tagen Bescheid. Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit für die Audition genommen haben“, sagte ein kleiner Herr im dunklen Anzug mit Gilet und einer großen, getupften Fliege unter dem Kinn. Drei Tage später hielt Valentino de Beer die schriftliche Zusage in Händen, in das Orchester der Metropolitan Opera New York als Klarinettenist aufgenommen zu werden. Am Postfach seines Wohnhauses in der East 16th Street, einem zwölfstöckigen Block mit Portierloge, riss er ungeduldig den Briefumschlag auf, verschlang förmlich die wenigen, aneinander gereihten Worte ... „hat sich das Gremium einstimmig für Ihre Aufnahme in das Orchester der Metropolitan Opera New

York als Klarinetttist, ausgesprochen.“

Valentino lief, den Brief schwenkend, zur Portierloge und hielt das Schreiben dem verduzt blickenden Mann undefinierbaren Alters vor sein Gesicht.

„Hier, Charly, steht es schwarz auf weiß, ich werde in Zukunft in der Met spielen. Die berühmtesten Leute kennen lernen. Pavarotti, Domingo, Sutherland, die Price und alles, was Rang und Namen hat im Operngeschäft. Ich muss sofort Brandon verständigen.“

Der Portier rieb sich das Kinn und versuchte, durch seine dicken Brillengläser aus dem Gewirr von Buchstaben eines Schriftstücks, das ihm zitternd vor die Nase gehalten wurde, eine verwertbare Aussage erkennen zu können.

„Äh, ich verstehe nicht recht, Mr. de Beer, was wollen Sie mir hier zeigen?“, kam eine zögerliche Frage aus der Portierloge.

„Nichts, Charly, nichts, ich bin einfach nur glücklich“, tönte es aus heiterem Mund. Hastig begab er sich zum Fahrstuhl und schwebte in den achten Stock zu seinem Appartement.

Brandon war seit drei Wochen mit seiner Big Band auf Tournee, die quer durch den amerikanischen Kontinent führte. Valentino wollte ihm die freudige Nachricht sogleich per Telefon übermitteln. Er müsste noch in Boston sein, mutmaßte er. Vor fünf Tagen hatte sich Brandon aus Detroit gemeldet und mitgeteilt, dass die Band anschließend in Boston spielen würde. Eine Dame des dortigen Copley Square Hotels gab Valentino die ihm unverständliche Nachricht, ein Mr. Brandon Lewis würde weder hier wohnen noch läge eine Zimmerreservierung vor.

„Aber vielleicht ist Mr. Lewis schon abgereist, sehen Sie doch bitte nach“, insistierte er. „Er hat mir die Telefonnummer ihres Hotels gegeben. Sein Orchester gibt übermorgen ein Konzert in der Jordan Hall.“

„Moment, ich sehe im Veranstaltungskalender nach, bleiben Sie bitte dran.“

Kurz darauf meldete sich die weibliche Stimme erneut:

„Wie heißt denn das Orchester?“

„The Manhattan Big Band, ist Ihnen sicher ein Begriff“, antwortete Valentino mit verhaltener Ungeduld.

„Ja, klar kenne ich die, aber dieses Konzert fand bereits vor drei Wochen hier statt. Tut mir Leid, Sir. Ich kann Ihnen da nicht weiter helfen.“

Valentino legte erregt und ohne sich zu bedanken den Telefonhörer auf. Die Idee, bei der Konzertagentur anzurufen, setzte er sogleich in die Tat um. Dort erfuhr er, dass die Tournee der Manhattan Big Band bereits vor einer Woche mit dem Auftritt in Detroit beendet war, und das Orchester wieder nach New York zurückgekehrt sei. Diese Nachricht erweckte wieder jene Zweifel in ihm, die er seit Monaten schon hegte. Brandon muss in New York eine zweite Wohnmöglichkeit haben, denn sonst wäre er schon längst hier bei mir. Ich muss unbedingt Mama erzählen, dass mein Probespiel in der Met erfolgreich verlaufen ist. Noch heute fahre ich zum Grab nach Brooklyn hinüber, gleich nach der Orchesterprobe, ging es ihm durch den Kopf. Er stürzte, wie stets, wenn er spät in der Zeit war, ein Glas eiskalter Milch hinunter, klemmte seinen Instrumentenkasten unter den linken Arm, während er mit leicht zitternder Hand die Tür seiner Wohnung zusperrte. Sein lange gehegter Wunsch, den erwachenden Tag in der Morgenfrische unter einem Baum zu begrüßen, dem Vogelgezwitscher auf dem nahe gelegenen Union Square lauschen zu können, hatte sich auch heute wieder nicht erfüllt. Frühaufsteher stehlen Anderen den Tag, pflegte sein holländischer Klarinettenlehrer immer zu sagen, wenn er, wie zumeist, seine vormittags angesetzten Unterrichtsstunden um eine Viertelstunde zu spät begann.

Das Musiker-Dasein bestimmte weitgehend Valentinos de Beers Tagesrhythmus. Wenn die kärgliche Freizeit es zuließ, fuhr er gerne hinaus zum Green-Wood Cemetery nach Brooklyn, besuchte das Grab seiner Mutter und genoss anschließend einen ausgedehnten Spaziergang im riesigen Park mit Blick auf das Häusermeer von Manhattan. Samstags besuchte er regelmäßig den Union Square Greenmarket, um sich für die nächsten Tage mit allem einzudecken, was er zum Leben benötigte. Früher hatte ihn Brandon regelmäßig zum Markt begleitet, wenn er in New York war. Seit längerem jedoch zeigte er kaum Interesse, Zeit für den gemeinsamen Haushalt aufzubringen.

„Die vielen Menschen dort gehen mir auf die Nerven“, meinte er neuerdings und für Valentino unverständlich, denn früher hatte er den gewohnten Marktbummel geliebt, weil er stets mit einem starken italienischen Espresso Doppio gemütlich endete.

„Den ganzen Fresskram nachhause zu schleppen, stört mich schon lange, warum müssen wir eigentlich selbst kochen. Lass uns doch im

Chucks Bistro eine Regular Guest Card kaufen, dort sind wir täglich bestens versorgt.“

Daraus wurde nichts, denn Valentino zog es weiterhin vor, seine Mahlzeiten selbst zuzubereiten, um sie in der beschaulichen Atmosphäre seines komfortablen Appartements einnehmen zu können.

An dem Tag, an welchem Valentino die erfreuliche Nachricht seines Engagements an der Metropolitan Opera New York erhalten hatte, kehrte er gegen siebzehn Uhr vom Besuch am Grab seiner Mutter, zurück. Am Kiosk an der Metrostation aß er vorher noch eine Meeresfrüchte-Pizza, dazu trank er einen Becher Bier. Die Ereignisse dieses besonderen Tages wollte er zuhause noch mit einer guten Flasche Rotwein aus dem Nappa Valley entspannt und freudvoll genießen. Er wunderte sich, dass die Tür seines Appartements nach einer halben Umdrehung mit dem Schlüssel sofort aufsprang. Habe ich etwa in meinem Freudentaumel vergessen, ordentlich abzuschließen, sinnierte er. Die Antwort folgte unverzüglich, als er das Foyer seiner Wohnung betrat. Aus dem Badezimmer ließen sich das Geräusch laufenden Wassers aus der Dusche und unverständliche Gesangslaute vernehmen.

„Brandon, bist du da drin?“, fragte Valentino und klopfte an die Tür.

„Hi Tino, ich komme gleich, bin noch nicht lange hier, muss mich erst frisch machen“, tönte es zurück.

Valentino wollte geradewegs durch den Wohnraum zum Weinregal in der Küche schreiten, um seinem Freund sogleich mit dem gefüllten Glas in der Hand, die Frohbotschaft des Tages zu überbringen. Da gewahrte er am Boden neben dem Lederfauteuil, auf dem Brandons blaue Jeans hingen, ein rosa farbiges Päckchen. Er hob es auf und gleichsam sinnentleert fragte er sich, wozu Brandon Kondome benötigte. Nach einer unüblich kurzen Begrüßung zeigte Valentino auf das rosa Päckchen, das er auf den Clubtisch gelegt hatte.

„Wozu brauchst du plötzlich diese Dinger hier?“, Brandon rubbelte sich mit einem Handtuch die noch nassen Haare, seine aufkeimende Gesichtsröte konnte er dabei nicht verbergen. Valentino fühlte, wie seine Beschwingtheit am heutigen Tag in Unbehagen und Misstrauen abglitt, nachdem der Freund zaghafte Erklärungsversuche gestartet hatte. Meine Neuigkeit behalte ich so lange zurück, bis ich von Brandon eine akzeptable

Rechtfertigung bekommen habe.

„Hör zu, Tino“, begann er, während er sich den Gürtel des Bademantels zuband. „Unsere Beziehung, die nun schon jahrelang besteht und, wie ich glaube, auch harmonisch und aufregend war, hat im Laufe dieser Zeit einen eheähnlichen Charakter angenommen, wie ihn meine Lebensplanung eigentlich nicht vorsah.“

Aus einer Glasvitrine holte Brandon eine Flasche Bourbon und zwei Gläser, die er geschickt in seiner linken Hand hielt, während er mit den Zähnen den Flaschenkorken entfernte. „Wir sollten erst mal einen Schluck trinken, ehe wir uns über die Zukunft unterhalten, setzen wir uns doch“, versuchte Brandon sich den Vorteil des allenfalls Überlegenen zu verschaffen. Er schenkte Whiskey ein.

„Ich habe dich etwas gefragt und möchte hier und jetzt eine ehrliche Antwort von dir. Wozu brauchst du Kondome?“

„Ja, wozu braucht man Kondome, Valentino? Wenn man beim Vögeln keine Kinder zeugen will und Angst hat, sich anzustecken. Da ich beides nicht möchte, habe ich mir diese Dinger zugelegt, ganz einfach.“

Er trank sein Glas mit einem Schluck leer, dabei stieß er gurgelnde Laute aus. Er schenkte sich erneut ein, während Valentino sein Glas nicht anrührte und wie gebannt auf seinen Lebensgefährten starrte.

Dann entfuhr es ihm aus trockener Kehle:

„Soll das heißen, du machst mit Weibern rum, betrügst und belügst mich, hast mir vielleicht sogar schon eine Krankheit angehängt?“, Valentinos Stimme krächzte, sie hörte sich allmählich weinerlich an. Er war nicht imstande, sich hinzusetzen, sondern trat nervös auf der Stelle.

„Nun setz' dich und lass uns wie zwei Erwachsene miteinander reden“, forderte Brandon seinen Freund auf. „Sieh mal, Tino, das Leben läuft nicht bis zum Tod auf einer geraden Linie ab. Gefühle und Empfindungen sind oft großen Schwankungen unterworfen. Warum lassen sich Ehepaare scheiden, obwohl sie sich vorher ewige Treue geschworen haben. Freunde werden zu erbitterten Feinden, Liebe schlägt in Hass um. Leidenschaft schwindet, Routine kehrt ein, und schließlich lähmen Zwänge, in welcher Art auch immer, die besten Beziehungen. Dort bin ich angelangt, tut mir leid. Ja, ich mache mit einem Weib rum, wie du dich ausdrückst, sie ist Sängerin in unserer Band und wir lieben uns seit über einem halben Jahr.“